

Geleitwort

Vor 450 Jahren erschien das Gesangbuch Johann Leisentrits.

Wer regelmässig an katholischen Gottesdiensten teilnimmt, dem dürften Lieder wie „Das ist der Tag, den Gott gemacht“, „Christ fuhr gen Himmel“ und „Ave Maria klare, du lichter Morgenstern“, geläufig sein. Bei erstgenannten geht die Melodie, bei letzterem wahrscheinlich auch der Text auf den aus Mähren stammenden katholischen Geistlichen, Dichter und Komponist Johann Leisentrit zurück. Der spätere Dekan des Kollegiatsstiftes St. Peter in Bautzen und Diözesansadministrator im Gebiet der Ober- und Niederlausitz wurde im Mai 1527 in Olmütz geboren. Leisentrit(t) entstammte einer Handwerkerfamilie. Sein Vater gehörte zur Zunft der Wagenbauer und Schmiede.

Auch heutigen geschichtlich interessierten Zeitgenossen, denen die bis 1945 währende Zweisprachigkeit Mährens noch bekannt sein dürfte, werden wahrscheinlich nicht wissen, dass Mähren zur Zeit Leisentrits noch viel stärker von der deutschen Sprache geprägt war, als es im 19. oder in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts noch der Fall war. Bis ins 16. Jahrhundert waren die Städte Brünn, Iglau und Wischau mit ihrer näheren Umgebung keine Sprachinseln, sondern markierten die nördlichen Ausläufer des aus dem südlich angrenzenden Österreich nach Mähren hineinragenden deutschen Sprachgebietes. Auch Olmütz und seine Umgebung waren noch keine Sprachinsel. Die damalige mährische Hauptstadt lag an der südlichen Grenze des aus Schlesien nach Mähren hineinragenden deutschen Sprachgebietes. Von Ausnahmen abgesehen, war Südmähren in sprachlicher Hinsicht bajuwarisch, Nordmähren schlesisch geprägt. Tschechisch wurde nur noch innerhalb eines schmalen Streifens in Mittelmähren gesprochen, der zwischen Wischau und Olmütz keine dreissig Kilometer breit war. Nicht viel hätte also gefehlt und das tschechische Sprachgebiet wäre eine grosse, völlig vom deutschen Sprachgebiet umschlossene Sprachinsel gewesen.

Olmütz 1593 nach Willenberg

Diese geschichtlichen Angaben sollen vorangestellt werden, um zu illustrieren, dass die Herkunft eines wichtigen deutschsprachigen Liederdichters aus Olmütz in Mähren, keine exotische Laune der Geschichte darstellt, sondern in Anbetracht der damals herrschenden sprachkulturellen Verhältnisse ganz natürlich war.

Zur damaligen Zeit war Olmütz die Hauptstadt Mährens, einen Status, den sie nach der Zerstörung durch die Schweden im dreissigjährigen Krieg an Brünn abtreten musste. Olmütz galt als katho-

liche Hochburg. Auch während der Hussitenkriege blieb die Stadt stets auf der katholischen Seite. Möglicherweise hat der Sitz eines Bischofs, später Erzbischofs dazu beigetragen, dass die Stadt in religiöser Hinsicht immer eindeutig verortet blieb. Olmütz entwickelte sich unter seinem Bischof Stanislaus Thurzo zu einem Zentrum musikalischer und humanistischer Bildung in Mähren. Der Ort bot ideale Voraussetzung für eine umfängliche gediegene Ausbildung.

Es verwundert daher nicht, dass Johann Leisetritt, die Klerikeraufbahn einschlägt und zunächst in Krakau katholische Theologie studiert. Im März 1549 empfängt Leisetritt die Priesterweihe und ist sehr bald danach von König Ferdinand berufen, junge Adelige in Prag zu erziehen. Die Sorge um den Erhalt des katholischen Glaubens in der Lausitz führt dazu, dass Leisetritt schon (1551) als Kanoniker und 1559 als Dekan des Kollegiatstiftes Bautzen nachzuweisen ist. Es darf daher angenommen, dass Leisetritt neben Deutsch auch die Polnische sowie die tschechische Sprache beherrscht hat, sodass für ihn das Sorbische nicht schwer zu erlernen war.

Bautzen und die Lausitz befand sich in der damaligen Zeit aus katholischer Sicht in einer schwierigen Lage. In Sachsen hatte sich die Reformation durchgesetzt und befand sich allgemein auch in der Lausitz auf dem Vormarsch. Die Beschlüsse des Trienter Konzils hatten noch keine spürbaren Auswirkungen. Bautzen war zu einer weit überwiegend lutherischen Stadt geworden. Nur noch 36 sorbische Familien hielten am katholischen Glauben fest. Nach der Reformation wurde der Dom 1524 de facto Simultankirche (römisch-katholisch und evangelisch-lutherisch). Er war damit die erste Simultankirche Deutschlands und eine von drei derartigen Kirchen in Ostdeutschland. Nach langen Streitigkeiten zwischen Lutheranern und Katholiken schlossen der Bautzener Rat und das Domstift 1543 einen ersten Vertrag, der die Nutzung der Kirche durch beide Konfessionen regelte. Dabei wurde der Chor für den katholischen, das Langhaus für den evangelischen Gottesdienst bestimmt. Die Grenze verläuft heute noch am Lettnergitter.

Bautzen in einer alten Ansicht

Auch auf dem Lande waren es vor allem sorbischsprachige Gebiete nördlich von Bautzen, welche den katholischen Glauben beibehielten. Es gab daneben aber auch deutschsprachige Orte, die katholisch blieben, wie Jauernik südwestlich von Görlitz, sowie das Städtchen Ostritz, heute an der deutsch-polnischen Grenze gelegen, wie auch in dem heute polnischen Katholisch-Hennersdorf, wo die Konfessionszugehörigkeit sogar für die Namensgebung des Ortes entscheidend wurde. Katholisches Glaubensleben blieb auch dort erhalten, wo es Klöster gab, die sich nicht für die Reformation öffneten. Dies war in

der Stadt Lauban, heute in Polen gelegen, sowie im Kloster Marienthal in der Nähe von Ostritz der Fall.

Das war keine leichte Ausgangssituation für einen Geistlichen, dem die Aufgabe zufallen sollte, das katholische Glaubensleben in einer mittlerweile überwiegend protestantischen Umgebung zu stabilisieren und wieder zu neuer Attraktivität zu verhelfen. Der letzte Bischof von Meissen, Johann von Haugwitz, der übrigens gar nicht geweiht war, trat zum Protestantismus über. Dadurch hatte die Lausitz, die zwar einerseits zum sächsischen Bistum Meissen, andererseits aber zu den habsburgischen Landen gehörte, keinen Bischof mehr. Leisentrit wurde 1561 der Titel eines Administrator Ecclesiae verliehen und hatte bischöfliche Gewalt in der Lausitz. Stütze fand Leisentrit in seiner exemten Stellung im Kaiser und dem Erzbischof von Prag. Da ihm in seiner Funktion als einer Art geistlichen Landesherrn auch viele Protestanten unterstellt waren, zeigte es sich als vorteilhaft, dass Leisentrit sein Amt mit viel Klugheit und Milde gegenüber Andersgläubigen ausüben sollte.

Die Reformation verdankte ihre Popularität weitgehend der Verwendung der Landessprache. Es wurde von vielen Menschen als grosse Bereicherung gesehen, dass die Liturgie in einer ihnen verständlichen Sprache gehalten wurde. Es entstanden volkssprachliche Gesangbücher, die sehr schnell Verbreitung fanden. Es entwickelte sich eine grossartige kirchlich-musikalische Kultur, die später mit Johann Sebastian Bach einen Höhepunkt erreichen sollte. Aber Voraussetzung dafür waren Kirchenlieder und Liturgie in der Volkssprache. Es mag die Einsicht in diese Zusammenhänge gewesen sein, die Leisentrit veranlasst haben mögen, selbst ein volkssprachliches Gesangbuch herauszugeben. Wenn er den Rest an verbliebenem Katholizismus in der Lausitz retten wollte, musste er dem populären lutherischen Liedgut auf der katholischen Seite etwas Gleichrangiges entgegensetzen.

So entstanden ein Taufbuch, das sechs Auflagen erlebte, ein Trauungsbuch und das Gesangbuch, das grosse Wirkung entfalten sollte und zu Zeiten Leisentrits allein schon drei Auflagen erlebte. Die Bücher entstehen einerseits in Abgrenzung zur reformatorischen Theologie, aber andererseits in Übernahme des pastoraltheologischen Ansatzes. Leisentrit hat in der Folge dieser Einsicht dann tatsächlich auch angeknüpft an ein Werk wie das des Reformtheologen Georg Wizel, der eine Zeit lang Berater des letzten katholischen Herzogs von Sachsen war. Später finden wir Wizel in ähnlicher Stellung am Hof des Fürstbistums von Fulda wieder. Ein weiteres Vorbild für Leisentrit war der Nürnberger Theologe Johann Haner, sowie der Wetzlarer Pfarrer Gerhard Lorich. Leisentrit berief sich nicht selten auf die Schriften Wizels. Aber im Gegensatz zu seinen Vorbildern, befand sich Leisentrit in

einer Stellung, in der er seinen Überzeugungen durch Taten umsetzen konnte.

Bei der Herausgabe seines Gesangbuches konnte Leisentrit aber nicht auf die Unterstützung der anderen Kanoniker zählen. Manchem erschienen die Neuerungen ihres Dekans als verdächtig und sie verhielten sich ablehnend. So kann nicht verwundern, dass Leisentrit die Kosten für die Herausgabe seines Gesangbuches selbst bestreiten musste. Trotz der Mühen, Kosten und Widerstände, wurde das Gesangbuch ein grosser Erfolg. Denn hier wendete sich der Herausgeber nicht an den Klerus, sondern an das einfache Kirchenvolk. Sein Gesangbuch erhält nicht nur viele Lieder in der Volkssprache, sondern auch Einführungen in die jeweiligen Zeiten des Kirchenjahres. Hier traf Leisentrit den richtigen Ton, um den Gläubigen den katholischen Gottesdienst und die dazugehörigen Glaubenswahrheiten der Kirche in einer guten Sprache ans Herz zu legen.

Johannes Leisentrit, hier in der Schreibweise „Leisentritt“

Johann Leisentrit starb am 24. November 1586 in Bautzen. Es war ihm in der Zeit seines Wirkens zwar nicht gelungen, Bautzen offiziell zum Sitz einer Diözese erheben zu lassen, aber er hatte das katholische Glaubensleben in der Lausitz gefestigt und mit neuem Leben erfüllt. Man kann die Bemühungen Leisentrits als erste erfolgreiche Operation der beginnenden gegenreformatorischen Bewegung auf dem Gebiete Deutschlands werten.

Das Gesangbuch Johannes Leisentrits wurde anlässlich des vierhundertjährigen Jubiläums 1966 beim Bärenreiter-Verlag in Kassel als Faksimileausgabe herausgegeben. Dieses Gesangbuch ragt zwischen den anderen Gesangbüchern der damaligen Zeit wegen der Kostbarkeit der Ausstattung und Schönheit des Druckes heraus. Es gleicht darin ähnlich aufwendigen Veröffentlichungen auf lutherischer Seite. Es ist auf Seiten katholischer Veröffentlichungen das erste aufwendig gestaltete Gesangbuch. Inhaltlich verrät schon das Verzeichnis den Vorrang, Leisentrit seinen pastoraltheologischen Bemühungen einräumt. Obwohl das Vorwort einen starken apologetischen Charakter trägt, enthält es schon einen Abendmahlbericht in deutscher Sprache. Darüber hinaus sind kurze, prägnante Erklärungen des jeweiligen Festgeheimnisses vorhanden. Damit greift dieses Gesangbuch in seinem Bestreben, den katholischen Gottesdienst begreiflich zu machen, seiner Zeit weit voraus.

Das Gesangbuch enthält einen hohen Anteil protestantischen Liedgutes. Da dieser Umstand katholischen Zeitgenossen nicht unbekannt bleiben konnte, verteidigte Leisentrit die Übernahme eines solchen Liedes, indem er einer möglichen Kritik durch Erläuterungen entgegentrat. So schreibt Leisentrit zur Veröffentlichung des von ihm sehr

geschätzten Liedes „Jesus Christus nostra salus“ als Einführung, hier wiedergegeben in der zeitgenössischen Rechtschreibung: „Johannis Hussen Liedt (ungeacht, das er nun ketzerisch war, hat er doch sein meinung von dem Hochwirdigen Sacrament des Altars Catholischer Weis gehalten), welches kann und mag in den Catholischen Kirchen und Versammlungen sicher gesungen werden, wies in Lateinischer und Deutscher Sprach allhie in seinem alten Thon hernach verzeichnet folget.“

Auf katholischer Seite diene Leisentrit als Quelle zur Übernahme von Liedern das Gesangbuch von Michael Vehe. Des Weiteren bediente sich Leisentrit eines Gesangbuches seines Freundes Christoph Hecyrus, das erst als Manuskript vorlag und erst 1581 in Prag erscheinen sollte. Völlig neu sind insgesamt vierzig Lieder, die hier zum ersten Mal gedruckt erscheinen. Leisentrit hat dabei nicht selten neue Liedtexte mit älteren, schon bekannten Melodien unterlegt. Einige Lieder sind aber sowohl hinsichtlich des Textes als auch der Melodie komplette Neuschöpfungen. In wie weit Johann Leisentrit bei den einzelnen Liedern die Urheberschaft zugesprochen werden kann, ist nicht mehr genau auszumachen.

Insgesamt zeugt das Gesangbuch Leisentrits vom hohen pastoralen Eifer eines Hirten für seine ihm anvertraute Herde, von der geistigen Beweglichkeit des Autors, die verbunden ist mit einer grossen Treue zum katholischen Glauben. Das Bemühen, diesen Glauben zu verteidigen, zu erneuern und weiter zu verbreiten, ist in diesem Werk spürbar. Das Gesangbuch ist überdies ein wichtiges Zeugnis für die geistige Schaffenskraft eines Mannes, der aus einem Gebiet stammte, dessen deutschsprachige Kultur in hoher Blüte stand und 1945 auf tragische Weise vernichtet worden ist. Möge die Erinnerung an die kulturellen Leistungen eines Johann Leisentrit und anderer geistiger Grössen des Sudetenlandes zur Versöhnung zwischen Tschechen und Deutschen beitragen.

Helmut Gehrman

Die Heiligen Kyrillos und Methodios, die Apostel der Slawen und Schutzpatrone Europas

Die Stadt Thessaloniki, Geburtsort von Kyrillos und Methodios, war in der byzantinischen Zeit (4.-15. Jh.) die zweitgrößte Stadt nach der Hauptstadt Konstantinopel. Heute ist Thessaloniki wieder nach Athen die zweitgrößte Stadt Griechenlands. Thessaloniki wurde im Jahre 315 v.Chr. vom Makedonischen König Kassandros gegründet. Dieser legte 26 benachbarte Siedlungen zusammen und gründete so die große Stadt. Zu Ehren seiner Frau Thessaloniki gab er der Stadt ihren Namen. Seine Frau war Tochter des Makedonischen Königs Philipp II. und Schwester von Alexander dem Großen.

Im 9. Jahrhundert wurde die Stadt Thessaloniki von einem Stadthalter aus dem höchsten byzantinischen Adel, namens Leo, verwaltet. Leo trug den Titel Drugarios, den Rang eines höheren Offiziers, dem etwa zweitausend Soldaten unterstanden. Es wird berichtet: „Leo war fromm und gerecht und achtete vollkommen alle Gebote Gottes“. Leo hatte sieben Kinder. Das jüngste Kind war Konstantin mit weltlichem Namen und später Kyrillos mit Mönchsamen. Ein Bruder von ihm war Michael, mit Mönchsamen Methodios.

Kyrillos wurde im Jahre 827 geboren, Methodios bereits 815. In ihrer Geburtsstadt Thessaloniki genossen beide Brüder ihre Grundausbildung. Sie erlernten zudem die slawische (nicht Schriftsprache), die hebräische, syrische und arabische Sprache. Methodios erhielt außerdem eine juristische, militärische und diplomatische Ausbildung und wurde Stadthalter im slawischen Gebiet, wo er mehrere slawische Dialekte erlernte.

Konstantin wird als geistige Kapazität beschrieben. Als er 14 Jahre alt war, starb sein Vater. Der Logothet Theoklitos, ein enger Verwandter Konstantins, schickte ihn an die Hochschule nach Konstantinopel. Dort studierte er Geometrie, Astronomie, Musik, Rhetorik, Dialektik, Theologie und Philosophie. Nach seinen Studien war er als Bibliothekar der Patriarchalbibliothek tätig und lehrte gleichzeitig Theologie an der Hochschule Magnavra. Von dieser Zeit an hieß er Konstantin der Philosoph und nahm erst kurz vor seinem Lebensende den Namen Kyrillos an.

Im Jahre 856 wurde sein Beschützer Theoklitos ermordet. Dies beeinflusste Konstantin so sehr, dass er Konstantinopel verließ und ins Kloster Polychronion auf den Berg Olymp in Bithynien in Kleinasien ging. Dieses Kloster war zu dieser Zeit so bekannt wie später Berg Athos. In diesem Kloster lebte auch sein Bruder Methodios, der vorher alle weltlichen Ämter aufgegeben hatte.

Sehr lange blieb aber Konstantin nicht im Kloster. Kaiser Michael III. und Patriarch Photios holten ihn aus dem Kloster und brachten ihn nach Konstantinopel; die Chazaren nämlich hatten Boten zum Kaiser geschickt und ihn ersucht, ihnen einen gelehrten Mann zu schicken. Dieser sollte sie über das Christentum unterrichten, denn die Chazaren fürchteten den jüdischen und islamischen Einfluss. Die Chazaren waren ein Turkvolk, das nördlich des Schwarzen Meeres lebte.

Patriarch Photios, einer der gebildetsten Menschen seiner Zeit, erkannte sehr schnell die Fähigkeiten Konstantins und glaubte, er wäre in der Lage, andere Völker zu christianisieren. Er überzeugte auch Kaiser Michael III. von dieser Vorstellung. Als der Kaiser Konstantin traf, berichtete er ihm über den Wunsch der Chazaren und sagte: „Geh zu diesen Menschen, Philosoph, und steh ihnen Rede und Antwort über die Heilige Dreifaltigkeit und deren Beistand. Denn niemand anderer kann das würdiger tun als du“. Konstantin war einverstanden. Er nahm zu dieser Mission im Herbst 860 seinen Bruder Methodios mit.

Methodios besaß nicht nur gute theologische Kenntnisse, er war auch anerkannt als ein ausgezeichneter Rechtsgelehrter und Diplomat.

Die Dialoge zwischen Konstantin und Methodios einerseits, sowie den Juden und Mohamedanern andererseits, im Palast des Chazarenfürsten Khan gestalteten sich äußerst schwierig. Einigen Quellen zufolge war der Khan vom Christentum nicht überzeugt und überließ es seinem Volk, die Religion zu wählen, die es wollte. Nach anderen Quellen aber war der Khan vom Christentum überzeugt und schickte dem Kaiser folgenden Brief: „Du hast uns, Herrscher, einen solchen Mann gesandt, der uns durch Wort und Tat überzeugt, daß der christliche Glauben der wahre Glauben ist“. Als der Khan Konstantin und Methodios am Ende verabschiedete, wollte er ihnen viele Geschenke überreichen. Sie aber wollten keine Geschenke, sondern die griechischen Gefangenen, die dort waren, mitnehmen. Der Khan hat diesen Quellen zufolge tatsächlich alle Gefangenen befreit.

Den beiden Brüdern war zu Ohren gekommen, dass der Heilige Klemens als Papst, der dritte Bischof von Rom, der Überlieferung nach auf der Krim den Märtyrertod um das Jahr 100 gefunden hatte. Konstantin war davon überzeugt, dass er nach langem Suchen während seines Aufenthalts bei den Chazaren die Reliquien des Heiligen Klemens aus dem Meer geborgen hatte.

Schließlich glücklich nach Konstantinopel zurückgekehrt, dankten die beiden Brüder in der Hagia Sophia Gott für die geglückte Mission und überließen der Hagia Sophia Teile der kostbaren Reliquien vom Heiligen Klemens. Patriarch Photios bot Methodios an, Metropolit zu werden, was dieser aber ablehnte. Er wurde Abt des Klosters Polychro-

nion, indem er schon vorher gelebt hatte. Konstantin wurde Professor für Philosophie an der Patriarchalischen Hochschule Zwölf Apostel.

Zur Ruhe kamen die beiden Brüder aber nicht, denn Kaiser Michael III. hatte eine neue Mission für sie. Der Fürst von Mähren, Rastislaw, schickte nämlich im Jahre 862 folgende Nachricht an Kaiser Michael: „Da sich unser Volk vom Heidentum abgewandt hat und sich nun an das christliche Gesetz hält, haben wir keinen Lehrer, der uns in unserer Sprache den wahren christlichen Glauben erklären könnte. Sende uns daher, Herrscher, einen Bischof und einen solchen Lehrer, der unserer Sprache mächtig ist. Denn von euch geht in alle Länder stets ein gutes Gesetz aus“. Hier muss betont werden, dass Mähren eindeutig zum Juristiktionsbereich des weströmischen Päpstlichen Gebietes gehörte und weitgehend christianisiert war. Sowohl Getaufte wie nicht Getaufte wussten aber wenig über den christlichen Glauben, denn sie waren gezwungen, den Gottesdienst in lateinischer Sprache zu verfolgen, obwohl sie kein Lateinisch konnten.

Die Vertreter des Papstes waren aber der Meinung, das Christentum könne nur in lateinischer, griechischer oder hebräischer Sprache weitergegeben werden, den Sprachen der Inschrift am Kreuz. Neben dem Problem der Sprache fürchtete der Fürst Rastislaw auch den Einfluss des Fränkischen Klerus.

Kaiser Michael und Patriarch Photios verstanden, wie wichtig es für Byzanz war, dem Wunsch des mährischen Fürsten zu entsprechen. Der Kaiser ließ den Philosophen Konstantin kommen und informierte ihn über den Wunsch des mährischen Fürsten. Der Kaiser sagte zu ihm: „Philosoph, ich weiß, dass du sehr beschäftigt bist. Aber es ist deiner würdig, dorthin zu gehen, denn diesen Auftrag kann keiner so ausführen wie du“. Es handelte sich hier nicht nur um eine Mission der Kirche Konstantinopels, sondern auch um eine diplomatische Mission des Kaisers, denn sie war von besonderem Interesse für die Außenpolitik von Byzanz. Konstantin der Philosoph antwortete dem Kaiser, dass er gerne den Auftrag annehme, obwohl er gesundheitliche Probleme habe.

Konstantin der Philosoph und Methodios waren der Meinung, dass jedes Volk das Recht habe, Gott in seiner eigenen Sprache zu preisen. So schufen die Brüder noch in Konstantinopel ein neues Alphabet. Dieses Alphabet kam phonetisch der bis dahin nur gesprochenen slawischen Sprache näher. Für Laute, die im griechischen Alphabet nicht vorkamen, wurden andere Buchstaben geschaffen. Diese Schrift wurde zunächst Glagolitisch und später Kyrillisch bzw. Slawisch genannt.

Die Brüder übersetzten die Heilige Schrift, viele liturgische und theologische Bücher sowie die christliche liturgische Hymnologie in die glagolitische Sprache.

Kaiser Michael III. sandte die beiden Brüder mit vielen Geschenken zum Fürsten von Mähren. An Rastislav schrieb er folgenden Brief: „Gott, der jedem befiehlt, zur Erkenntnis der Wahrheit zu gelangen und nach größerer Würde zu streben, hat deinen Glauben erkannt. Und er hat das große Wunder vollbracht, in unserer Zeit Buchstaben in eurer Sprache zu offenbaren, die sonst nicht mehr gegeben worden sind. Damit werdet auch ihr den großen Völkern, die Gott in ihrer Sprache preisen, zugerechnet. Und deshalb haben wir denjenigen gesandt, dem Gott dies offenbarte, einen ehrwürdigen und frommen Mann, einen sehr gelehrten Philosophen“.

In Mähren im Jahre 863 angekommen, wurden die Brüder mit großen Ehren vom Fürsten empfangen. Es wurden ihnen viele Schüler zur Seite gestellt. Konstantin und Methodios blieben 40 Monate lang in Mähren. Sie gründeten eine Schule und lehrten die glagolitische Schrift. Deren Schüler gingen bis an die Grenzen des Landes und zum Teil darüber hinaus und verbreiteten das Christentum in der slawischen Sprache.

Die erfolgreiche Mission der beiden Brüder sahen die Fränkischen Bischöfe, die in Mähren mit der Christianisierung begonnen hatten, nicht positiv. Es folgten Auseinandersetzungen. Auch diejenigen mährischen Kleriker, die sich zu den fränkischen Geistlichen bekannten, hatten den Thessalonikern Schwierigkeiten gemacht. Um die Beziehungen zwischen Papst und Patriarch nicht zu verschlechtern, gingen beide Brüder im Jahre 867 nach Rom, um den Papst zu treffen.

In Venedig, auf dem Weg nach Rom, hatten sie zunächst mit den sogenannten „Dreisprachlern“, schwierige Diskussionen führen müssen. Es waren die Theologen, die glaubten, dass nur in Griechisch, Lateinisch oder Hebräisch die Liturgie durchgeführt werden kann. Schließlich konnten die beiden Brüder die „Dreisprachler“ davon überzeugen, dass die slawischen Völker das Recht hätten, in eigener Sprache den Gottesdienst zu zelebrieren.

Nach diesem erfolgreichen Aufenthalt in Venedig wurden sie von Papst Nikolaus I. nach Rom eingeladen. Als sie 868 in Rom ankamen, war bereits Papst Adrian II. Nachfolger von Papst Nikolaus. Dieser empfing die beiden Brüder in einer großartigen Prozession, nachdem er sie gesegnet hatte. Er begleitete die beiden Brüder in der Prozession. Die zahlreichen Teilnehmer der Prozession trugen Kerzen und folgten dem Kreuz. Danach segnete der Papst die liturgischen Bücher in glagolitischer Sprache und legte sie in der Kirche Santa Maria ad Praese, heute Santa Maria Maggiore, nieder. Die mitgereisten Schüler von Konstantin und Methodios wurden vom Papst zum Priester und Diakon geweiht. Danach kehrten sie nach Mähren zurück.

Während seines Aufenthalts in Rom erkrankte Konstantin sehr schwer und ging ins Kloster. Dort soll er nach einigen Quellen Mönch geworden sein und den Namen Kyrillos angenommen haben. Nach anderen Quellen soll er schon früher in Konstantinopel zum Priester geweiht worden sein. Am 14. Februar 869 starb Kyrillos in Rom. Der Papst lud alle Griechen, die in Rom lebten, und alle Römer ein, mit Kerzen an seinem Sarg zu stehen.

Bruder Methodios sagte dem Papst: „Unsere Mutter hat uns beschworen, dass der, der vor das Gericht tritt, in sein Kloster überführt und dort begraben werden soll“. Der Papst akzeptierte dies, aber die römischen Bischöfe waren der Meinung, dass Kyrillos, der sich in so zahlreichen Ländern aufgehalten habe, in Rom begraben werden sollte.

Der Papst entsprach dem Wunsch der Bischöfe und ordnete an, Kyrillos im Petersdom begraben zu lassen. Methodios hatte den Papst gebeten, ihn in der Kirche des Heiligen Klemens begraben zu lassen. Denn Kyrillos hatte schließlich Teile der Reliquien des Hl. Klemens nach Rom gebracht. Der Apostolikus, so wurde der Papst und Bischof von Rom damals meistens genannt, war einverstanden, dass der Sarg von Kyrillos rechts vom Altar in der Kirche des Heiligen Klemens niedergelegt wurde.

Nach dem Tod von Kyrillos 869 ernannte Papst Hadrian Methodios zum Erzbischof von Mähren und Pannonien. Es war der Bischofsstuhl von Andronikus, einer der sieben Apostel, die nach dem Römerbrief (16,7) von Christus ausgesandt waren. Zu den Fürsten dieser Länder, Rastislav und Kosel, schickte Adrian folgenden Brief: „Wir senden zu euch unseren ehrwürdigen Bruder Method als Erzbischof für eure Länder. Er möge euch in eurer Sprache unterrichten, indem er die Heilige Schrift übersetzt hat, damit das Wort des Propheten in Erfüllung geht“.

Methodios war in seinem neuen Amt so tatkräftig, dass die bayrischen und fränkischen Bischöfe ihn beneideten. Außer den vielen religiösen Büchern, die Methodios vom griechischen in die glagolitische bzw. slawische Schrift-Sprache übersetzte, hat er den Nomokanon verfasst. Es handelt sich dabei um einen Gerichtskodex für Laien in slawischer Sprache. Der Nomokanon ist das älteste slawische Gesetzbuch.

Die bayerischen und fränkischen Bischöfe überzeugten den Nachfolger von Rastislav, Swentopulk, davon, dass Methodios nicht der richtige Bischof für sein Land sei und machten 870 Methodios in Regensburg den Prozess. Methodios wurde verurteilt und gefangen genommen. Nach der Verurteilung von Methodios brach aber eine große Unruhe in Mähren und Panonien aus, infolgedessen alle deutschen Bischöfe vertrieben wurden.

Im Jahre 873 wurde Methodios nach einer Intervention von Papst Johannes VIII. freigelassen und hätte in sein Bistum zurückkehren dürfen. Die Freilassung war aber verbunden mit einer Vereinbarung zwischen dem Papst sowie den bayrischen und fränkischen Bischöfen, die in Mähren und Panonien tätig waren. Der größte Widersacher von Erzbischof Methodios war der Alemanne Wiching, der Bischof von Neutra. Er hatte erreicht, den Fürsten Swentopulk auf seine Seite zu ziehen. Methodios aber hatte stets die Unterstützung von Papst Johannes VIII. und Methodios durfte schließlich zu seinem Bischofsitz zurückkehren, allerdings mit der Auflage, die slawische Sprache für die Liturgie nicht zu benutzen, nur in seinen Predigten.

Methodios achtete dieses Verbot aber nicht, sondern setzte vielmehr seine Evangelisierung in slawischer Sprache fort. Die Gegner von Methodios berichteten dem Papst davon. Im Jahre 879 musste sich deshalb Methodios vor dem Papst verteidigen. Methodios konnte sich vor dem Papst rechtfertigen und der Papst schickte ihn wieder in seine Diözese zurück. Er dürfe die Liturgie in slawischer Sprache feiern, aber er sollte das Evangelium zuerst in Lateinisch und dann in Slawisch.

880 oder 881 begab sich Erzbischof Methodios nach Konstantinopel, wo er von Kaiser Basileios I. und Patriarch Photios mit großen Ehren empfangen wurde. Obwohl sich Methodios in seiner Heimat wohlfühlte, kehrte er nach Mähren zurück. Die Auseinandersetzungen mit den Lateinern setzten sich aber fort, so dass Methodios schließlich sein Bischofsamt aufgab und sich nur mit Übersetzungen von liturgischen Büchern vom Griechischen ins Slawische befasste.

Am 6. April 885 starb Methodios in Mähren. Der Totliturgie, die von seinen Schülern in griechischer, slawischer und lateinischer Sprache gehalten wurde, wohnten unzählige Menschen bei. Sein Sarg wurde bis heute nicht gefunden.

Sein Nachfolger im Bischofsamt, der Hauptwidersacher von Methodios, Wiching, ließ die Schüler von Methodios verfolgen. Einer von ihnen namens Klemens ging nach Bulgarien und verbreitete dort die Liturgie in slawischer Sprache.

Die Verurteilung und Gefangennahme von Methodios und die Verfolgung seiner Schüler bleiben immer ein dunkles Kapitel in den Beziehungen der West- und Ostkirche. Viele westliche Kirchenführer bedauern dieses Unrecht und haben es „aus der Mitte und dem Gedächtnis der Kirche genommen“.

Es ist bis heute unvorstellbar, was Kyrillos und Methodios in Mähren geleistet hatten. Die beiden Brüder haben mit ihrem Werk die Basis für die slawische Orthodoxie und slawische Kultur gelegt.

Beide Brüder wurden heiliggesprochen. Im Jahre 1980 hat Papst Johannes Paul II. sie zusammen mit dem

heiligen Benedikt zu Schutzpatronen Europas ernannt. Die Orthodoxen gedenken der beiden Brüder am 11. Mai, die Katholiken seit dem 2. Vatikanum am 14. Februar, die Tschechen am 5. Juli, der in Tschechien Feiertag ist.

Beim Katholikentag in Prag im Jahre 1860 stellte Kanonikus Stulden den ersten tschechischen Cyrill- und Method-Verein in deutscher Sprache vor.

Nach einer Vita Methodii soll Methodios im Klostergefängnis des Klosters in Ellwangen in Baden-Württemberg ca. drei Jahre inhaftiert gewesen sein. Nach unseren Forschungen soll Methodios auf der Klosterinsel Reichenau am Bodensee in Haft gehalten worden sein. Die Ellwanger jedenfalls sind davon überzeugt, dass Methodios in Ellwangen gefangen war. Deswegen richtete die Stadt Ellwangen zu Ehren von Methodios eine Gebetsstätte ein, die jährlich von zahlreichen Pilgern besucht wird. Zwei Ikonen sind an der Nordmauer des Klosters angebracht. Dargestellt sind die beiden Brüder Methodios und Kyrillos.

In Regensburg, wo Methodios der Prozess gemacht worden war, fand anlässlich des 1100. Todestages von Methodios vom 17.-24. September 1985 ein Symposium statt. Das internationale Symposium wurde organisiert vom Ostkirchlichen Institut in Zusammenarbeit mit der Universität Regensburg. Bulgarien schickte zu diesem Symposium eine starke Delegation von Wissenschaftlern. Die Bulgaren brachten eine bronzene Gedenktafel mit der Aufschrift „Zum Gedenken an den großen Slawenapostel Methodios und seinen Aufenthalt in Regensburg im Jahre 870, gestiftet von dem dankbaren bulgarischen Volk, 1985“ mit. Diese Gedenktafel wurde an dem Gebäude angebracht, in dem der Prozess von Methodios stattfand.

Im Jahre 2013 wurde in Mähren der 1150. Jahrestag der Ankunft der Brüder Kyrillos und Methodios im Jahre 863 im Großmährischen Reich feierlich begangen. Über 60.000 Gläubige kamen nach Velehrad.

Theodoros Vlachos

Bitte beachten Sie unser Bücherangebot
auf Seite 32!

Wallfahrt nach Ostböhmen und Schlesien

Im Rahmen des seit langem vom Haus Königstein in Nidda organisierten Studien- und Wallfahrten führen nun Anfang Mai Interessierte aus dem ganzen Bundesgebiet und der Schweiz auf Einladung des Instituts für Kirchengeschichte mit Sitz in Geis-Nidda nach Ostböhmen und Schlesien. Prof. Rudolf Grulich hat das Programm für diese als Wallfahrt gestaltete Fahrt ausgearbeitet und begleitet, Pfarrer Helmut Gehrman oblag die geistliche Leitung. Erstes Ziel war die beeindruckende Altstadt von Königgrätz/Hradec Kralove mit ihrem Dom und der Besuch des Grabes des Bekennerbischofs Erzbischof Karel Otóenasek. Prof. Grulich konnte auf der ganzen Reise neben den kirchenhistorischen auch fundierte Informationen zur Geschichte der jeweiligen Städte beitragen. So durften auch die Schlacht von Königgrätz von 1866 mit den tragischen Auswirkungen für Deutschland und der Ausschluss von Österreich aus dem Deutschen Bund nicht fehlen.

Nach einem Besuch und einem Gottesdienst in der Wallfahrtskirche auf dem Muttergottesberg bei Grulich/Králiky ging es weiter in die Grafschaft Glatz nach Bad Altheide/Polanica Zdrój, neben Bad Kudowa/Kudowa Zdrój, Bad Landeck/Ladek-Zdrój und Bad Reinerz/Dusniki Zdrój, einem der auch heute noch sehr bekannten Kurorte. Diese gaben der Grafschaft ehemals auch den Titel „Gesundbrunnen Deutschland“. Sie gehörte bis 1740 zu den Ländern der „Böhmischen Krone“. Nach der Führung durch Glatz/Klodzko, dem ältesten geschichtlich bezeugten Ort Schlesiens, mit der Stadtpfarrkirche Maria Himmelfahrt von 1430 und dem Gedenken an die Priester und Märtyrer Andreas Faulhaber und Gerhard Hirschfelder war Gelegenheit u.a. die durch Friedrich den Großen 1742 erbaute Festungsanlage auf dem Schlossberg zu besichtigen. Der Priester Faulhaber wurde auf Befehl von König Friedrich gehängt, und zwar als Opfer des Beichtgeheimnisses. Kaplan Hirschfelder starb als Märtyrer im KZ Dachau.

Weitere Ziele waren Altwilmdorf/Str. Wielisaw, die Wallfahrtskirche Maria Schnee mit der Schwarzen Madonna von Mittelwalde/Miedzylesie. Auch in Wartha/Bardo feierte die Reisegruppe einen beeindruckenden Gottesdienst. Dort befindet sich die älteste romanische Gottesmutter-Holzfigur des ehemaligen deutschen Ostens. Die 2013 u.a. durch die EU restaurierte große „Eberhardt“-Orgel von 1759 mit 50 Registern gehört zu den prachtvollsten Instrumenten des späten Barock in Niederschlesien. Die bewegliche Krippe in der Krypta der Kirche brachte nicht nur Kinder zum Schmunzeln, da außer der

Krippe in Bethlehem auch die Urgeschichte mit Dinosauriern und die polnische Geschichte bis in die Nachkriegszeit dargestellt ist.

Weitere Stationen waren Ottmachau/Otmuchów und Patschkau/Paczków mit prächtigen Kirchen, Jauernig/Javonik mit dem Schloss Johannesberg, Weidenau/Vidnava, wo es früher ein Priesterseminar gab, und Weißwasser/Bila Voda, wo sich nach dem Zweiten Weltkrieg das größte KZ-Kloster der CSSR befand. Neisse/Nysa, das „Schlesische Rom“ beeindruckte durch seine, oft im



Jugendstil erbauten Häuser am Rathausplatz, dem Ring. Auf dem ehemaligen „Jerusalem Friedhof“ befindet sich das Grab Joseph Freiherr von Eichendorffs.

Über Ziegenhals/Glucholaska und Neustadt/Prudnik fuhr die Gruppe weiter nach Oberglogau/Glogówek, wo allerdings Feierlichkeiten mit militärischen Aufführungen zum Ende des Zweiten Weltkrieges im Schlosshof der Grafen von Oppersdorff in ihrer Aussage nicht zur angemessenen Aufarbeitung der Geschichte beitragen, denn die Darstellung des Kriegsende mit Uniformen, Stahlhelmen und einseitiger Blickrichtung konnte nur Vorurteile unter den Nationen schüren und die anwesenden Deutschen, vor allem die Heimatvertriebenen, in ihren Gefühlen sehr verletzen.

Ein Höhepunkt der Wallfahrt war der Besuch von Albendorf/Wambierzyce, dem „Niederschlesischen Jerusalem“. Die große Wallfahrtskirche im Stil der Spätrenaissance wurde 1936 von Papst Pius XI. zur Basilika erhoben. Im Hochaltar befindet sich das Kleinod, die Albendorfer Madonna, Patronin der Glatzer Region. Die Gestaltung der Kirche entspricht dem Jerusalemer Tempel Vorbild, 33 Stufen dem Lebensalter Jesu. Die Anlage des Kalvarienberges mit 92 Kreuzwegstationen stammt aus dem 18. Jahrhundert. Albendorf gilt als Perle unter den Kunstdenkmälern der Region.

Auf der Heimreise besuchte die Reisegruppe noch das alte Kloster Braunau und die Stadt Nachod und konnte auf der Weiterfahrt bei einer kleinen Stadtrundfahrt die „Goldene Stadt“ Prag bewundern,

diese Stadt, in der Deutsche Kaiser viele Jahre länger residierten, als in Berlin. Tief beeindruckt von den besuchten Wallfahrtsorten und vor allem der kompetente Leitung und Betreuung von Prof. Grulich und Pfarrer Gehrman konnten die Teilnehmer auf eine gelungene Wallfahrt nach Ostböhmen und Schlesien zurückblicken.

Brigitta Gebauer

Heimatpolitische Gedenktage 2017

Im Vorjahr habe die Volksgruppe mit Recht zu verschiedenen Terminen und Orten der organisierten Vertreibung gedacht und an die Aufnahme in Deutschland erinnert. Besonders eindrucksvoll sei die Veranstaltung im ehemaligen Lager Wiesau gewesen, das neben Furth im Wald die wichtigsten Stationen für die vertriebenen Sudetendeutschen bei der Ankunft in Bayern war. Im Haus Königstein im hessischen Nidda dankte Professor Grulich der Landesgruppe Bayern für diese würdevolle Feier und rief das Jahr 1947 ins Gedächtnis, in dem noch bei den meisten Vertriebenen die Hoffnung auf Rückkehr lebendig war. So habe auch Papst Pius XII. am 25. Februar 1946 in seiner Ansprache an die Botschafter beim Vatikan über Friedenssicherung gesprochen und noch gehofft, „dass den Verbannten und Flüchtlingen die Rückkehr gestattet wurde“.

Im März 1947 fand in Königstein die erste Tagung vertriebener ostdeutscher Priester statt, die als „offizielle Vertreter von 2.300 heimatvertriebenen römisch-katholischen Priestern aus Ostdeutschland, dem Sudetenland und dem Südosten“ in dem 1946 entstandenen „Vaterhaus der Vertriebenen“ die pastorale Situation angesichts der Vertreibung analysierten. In einer gemeinsamen Erklärung erbaten sie von den maßgebenden Autoritäten für sich und die von ihnen betreuten, aus der angestammten Heimat vertriebenen Deutschen die Rückkehr in die alte Heimat und eine Wiedergutmachung der Vertreibung.

Grulich wies auch auf eine zweite Petition hin, die Wenzel Jaksch mit führenden Sozialdemokraten bereits am 1. März 1947 von London aus an die Unterzeichnermächte der Potsdamer Konferenz und an den Generalsekretär der Vereinten Nationen richtete. Diese Petition erschien im selben Jahr unter dem Titel „Wir heischen Gehör. Ein wichtiges historisches Dokument für die Wiedergutmachung der völkerrechtswidrigen Ausweisungen“ im Verlag „Das Volk“ in München mit einer Einleitung von Richard Reitzner. Der Mitstreiter von Wenzel Jaksch gehörte wie die Unterzeichner der Petition während des Krieges in London der „Exekutive der sudetendeutschen

Sozialdemokraten im Ausland“ an und war es, der 1950 am 4. August, einen Tag vor der Unterzeichnung der Charta der Vertriebenen, für die sudetendeutschen Sozialdemokraten und die Seligergemeinde das Wiesbadener Abkommen mit General Lev Prchala unterschrieb.

Reitzner betont das „Recht der Entrechteten“ und ist sich bewusst, dass die Überreichung der Petition „zunächst nur einen Akt von symbolhafter Bedeutung darstellte“. Er weiß, dass zwischen der Anmeldung des verletzten Rechts und der Wiederherstellung des Rechts meist ein langer Weg ist. Aber die Unterzeichner der Petition sagten sich, dass das verletzte Recht zunächst eingefordert werden muss, um überhaupt gehört zu werden. Reitzner würdigt, dass die Politik der sudetendeutschen Sozialdemokraten in der Emigration „untrennbar mit dem Namen und der moralischen Führung von Wenzel Jaksch verbunden“ ist, der das geistige Zentrum der gesamten Sudeten-Emigration bildete und nach dem Krieg den Kampf für Heimat und Gerechtigkeit weiterführte.

Die Petition beruft sich darauf, dass ihre Unterzeichner „frei gewählte Vertreter der sozialdemokratischen Sudetenarbeiter im letzten Vorkriegs-Parlament der Tschechoslowakei“ waren und daraus das Recht ableiten, „als Sprecher des Sudetenvolkes bei der Friedensregelung gehört zu werden.“ Grulich bedauerte, dass diese Stimmen heute so wenig bekannt, ja vergessen seien. Jaksch stellte in der Petition die Zeit nach dem Ersten Weltkrieg vor und die Entwicklung von dem Münchner Abkommen.

Mit Dokumenten und auch mit tschechischen Zeugnissen erläutern Wenzel Jaksch und seine Mitstreiter, dass die Zerstückelung der Tschechoslowakei im Jahre 1938 „nicht das Ergebnis einer innerstaatlichen Verschwörung staatsfeindlicher Minderheiten gewesen ist, sondern durch äußere Kräfte verursacht worden war“. Dagegen hatten teilweise die „Sudeten-Nazi ...tschechische Unterstützung“, wie das Buch „Munich. Before and After“ des tschechischen Ministers Ripka belegt. So stellt die Petition fest: „Unser Volk wurde in Potsdam in absentia gerichtet. Der Urteilsspruch über unser Volk wurde gefällt, ohne dass man es gehört, ja ohne dass man auch nur das ihm so außerordentlich günstige Zeugnis von alliierter Seite beachtet hätte, das greifbar zur Hand gewesen wäre“.

Die Unterzeichner zeigen den „Kardinalfehler“ der tschechischen Politik auf, den auch Minister Ripka nannte, wenn den Anteil des tschechischen Nationalismus am Totlauf der tschechisch-sudetendemokratischen Beziehungen vor München außerordentlich klar zusammenfasste: „Unser Kardinalfehler war es, meiner Meinung nach, dass wir nicht versuchten, uns lieber mit dem sudetendeutschen Volk, statt mit Henlein auszugleichen.“

Die Petition hebt hervor, dass in Potsdam die Eigentumsrechte der Vertriebenen nicht einmal erwähnt wurden und daher weiter in Kraft seien. Auch weisen Jaksch und seine Mitstreiter nach, dass die Dekrete des Präsidenten Beneš im Widerspruch zum Geist der tschechoslowakischen Verfassung stünden.

Grulich stellte bei seinen Ausführungen dann die Frage, welcher deutscher Politiker heute im Zeitalter der political correctness den Mut habe, wie Wenzel Jaksch festzustellen, dass die „meisten aller bekannter teuflischer Praktiken der hitlerischen Konzentrationslager, einschließlich der körperlichen Torturen, des Prügelns von Frauen, des vorsätzlichen Verhungernlassens, der Verweigerung ärztlichen Beistandes und dgl. mehr in den Konzentrationslagern der Tschechoslowakei waren.“ Grulich kündigte an, dieses Thema der damaligen Hoffnung auf Rückkehr auch zu einem Thema eines Tages der offenen Tür in Geiß-Nidda zu machen, aber auch andere wichtige Gedenktage dieses Jahres.

Als solche nannte er die Gründung des Sudetendeutschen Rates 1947, ferner den 70. Todestag des Generalvikars von Branitz und Weihbischofs von Olmütz Joseph Martin Nathan am 30. Januar, den 150. Geburtstag des Vorsitzenden der Deutschen Christlich-Sozialen Partei und Abgeordneten im Prager Parlament Prälat und Professor Karl Hilgenreiner am 22. Februar. Über Weihbischof Nathan und Professor Hilgenreiner berichten wir bereits in diesem Heft. Über den 50. Todestag des Generalvikars von Schlackenwerth Prälat Karl Bock am 30. Juni, den 70. Todestag des ersten Vertriebenenbischof Maximilian Kaller am 7. Juli und den 50. Todestag von Minister Christoph Seeborn, des Sprechers der Sudetendeutschen Landsmannschaft, am 17. September dieses Jahres werden wir im nächsten Heft informieren.

Angelika Steinhauer

**Bitte unterstützen Sie die Arbeit
unseres Instituts auch weiterhin durch Ihre Spende!**

Adelbert Stifter ist für uns der Dichter des Böhmerwalds.

Es gibt aber noch einen Dichter, der sehr viel über den Böhmerwald geschrieben hat und der bei uns Deutschen kaum bekannt ist, ja lange Zeit richtig abgelehnt wurde: Karl Faustin Klostermann, der sich später Karel Klostermann genannt hat.

Am 13. Februar 1848 in Haag/Oberösterreich geboren, war er doch eine echter Böhmerwälder. Vor allem während seiner Ferien bei Verwandten in Rehberg lernte er die Natur und die Menschen dort kennen und lieben. Sein Medizinstudium in Wien musste er abbrechen, war als Hauslehrer tätig und fand dann eine Stelle als Lehrer für Deutsch und Französisch an der Realschule in Pilsen.

Seit 1875 war er mit Marie Carmine verheiratet. Nach ihrem Tod schloss er seine zweite Ehe mit der tschechischen Fabrikantenwitwe Bettyna Jurankova. Ab 1907 gehörte er dem Stadtrat von Pilsen an, war Referent für Gesundheitswesen und Volksbüchereien sowie Mitglied der Kommission für Tourismus. Er starb am 16. Juli 1923 und wurde am Wenzelsfriedhof in Pilsen in einem Ehrengrab bestattet.

Seit 1885 schrieb er unter dem Pseudonym „Faustin“ im Feuilleton-Teil der Zeitschrift „Politik“ Erzählungen, die alle Landschaft, Natur und Menschen des Böhmerwalds zum Thema hatten.

Klar war, dass dieser Faustin den Böhmerwald kannte und dass er entschieden das Ideal eines friedlichen Zusammenlebens von Deutschen und Tschechen vertrat. 1890 gab er unter seinem richtigen Namen in Pilsen ein Büchlein mit dem Titel „Böhmerwaldskizzen“ heraus. Es enthielt ungekürzt und unverändert die ersten 16 Artikel der in der Zeitung „Politik“ erschienenen Serie. Bei den Lesern der Zeitung waren die Erzählungen aus dem Böhmerwald recht beliebt, die Bücherleser, die sich hier an Stifter orientierten, waren von den „Böhmerwaldskizzen“ enttäuscht. Enttäuscht war auch der Autor Klostermann.

1892 bat ihn Václav Vlček, der Herausgeber der tschechischen Zeitschrift „Osvěta“, um eine Erzählung aus dem Böhmerwald. Und Klostermann lieferte ihm die umfangreiche Erzählung „Der Sohn des Freirichters“. Er schildert hier, wie ein künischer Freibauer durch eigene Dummheit, gerissene Holzhändler und wegen der Unzufriedenheit seiner Frau den ererbten Hof verliert. Diese Erzählung fand bei den Tschechen ein positives Echo. Dadurch ermutigt, schrieb er in Tschechisch seinen ersten tschechischen Roman „Aus der Welt der Waldeinsamkeiten“ und erhielt dafür auf Anhieb den Jahrespreis der Tschechischen Akademie, die höchste Auszeichnung für Literaten. Von jetzt ab hat er vor allem Tschechisch geschrieben.

Den Rahmen für die „Böhmerwaldskizzen“ bildet eine Tour durch den Böhmerwald. Sie beginnt bei Böhmischem Eisenstein, führt u. a. über Rehberg zum Lusenberg und zur Moldauquelle nach Buchwald und Außergefeld. Im Vorwort dazu betonte Klostermann, dass er sich die Aufgabe gestellt habe, nicht bloß den freundlichen Leser zu unterhalten, sondern zu zeigen, wie mit einer rauhen, oft unbarmherzigen Natur gekämpft werden müsse, um ihr das tägliche Brot abzuringen.

Der Roman „Im Böhmerwaldparadies“, erstmals veröffentlicht 1893, hat in seiner tschechischen Fassung zwölf Auflagen erlebt. Mit dem Begriff „Paradies“

bezeichnet Klostermann nicht eine heitere, idyllische Welt, dieser steht vielmehr recht sarkastisch für eine Situation, die der Hölle näher liegt als dem Himmel. Ein gewaltiger Orkan hatte im nördlichen Teil des Böhmerwaldes gewütet und in nur sechs Stunden fast den gesamten Wald umgerissen und entwurzelt. Da das Holz nicht rasch genug aufgearbeitet werden konnte, kam es zu einer explosionsartigen Vermehrung des Borkenkäfers, der nun den restlichen Wald vernichtete.

Am Beispiel einer ursprünglich sehr reichen Bauernfamilie schildert Klostermann, wie Arbeitskräfte Mangelware und für die Besitzer der großen Reviere „Goldes wert“ wurden. Über den Böhmerwald ergoss sich ein wahrer Geldsegen, mit dem die meisten nichts Vernünftiges anfangen konnten, und so wurden die alten Werte, die auf Brauch, Sitte und Religion begründet waren, missachtet.

In der recht umfangreichen Erzählung „Der Herr Professor“, als „Pan Professor“ im Jahre 1894 erschienen, beschreibt Klostermann das Schicksal des jungen Professors Jan Chlumák in der alten Bergwerkstadt Bergreichenstein, wie dieser durch die Spießigkeit und geistige Ende der Bewohner der Kleinstadt ruiniert wird.

Als Klostermann 1923 starb, umfasste sein Gesamtwerk ein deutsches Buch, die „Böhmerwaldskizzen“, und 30 tschechische. Für fünf hat er, der Deutsche, den Preis der Tschechischen Akademie erhalten.



Anders als Stifter hat er in seinen Erzählungen uns die wirtschaftliche und gesellschaftliche Lage der Menschen im Böhmerwald, ihre nicht immer erfreuliche „Lebenswirklichkeit“ überliefert

und vor allem in einer national aufgeheizten Zeit als „Apostel der Versöhnung“ sich um den Brückenschlag zwischen beiden Völkern Böhmens bemüht.

War Klostermann Deutscher oder Tscheche? Der Abstammung nach war er sicher ein deutscher Böhmerwäldler. Er hat zu Beginn seiner literarischen Laufbahn seine Erzählungen deutsch geschrieben, in der Zeitschrift „Politik“ wurden solche noch bis 1897 abgedruckt. Die Mehrzahl seiner Schriften freilich ist in tschechischer Sprache. Fünfmal hat er den tschechischen Literaturpreis erhalten. Für die Tschechen ist er der „Basník Sumavy“- „Der Dichter des Böhmerwaldes“. In jeder tschechischen Literaturgeschichte wird auf seine Werke hingewiesen. Nicht so im deutschen Bereich. Wir finden ihn in keiner Geschichte der deutschen Literatur, auch Josef Mühlberger erwähnt ihn in seiner Tschechischen Literaturgeschichte nicht.

Für manche seiner deutschen Zeitgenossen war er kein Tscheche, sondern noch viel schlimmer: Er war ein Überläufer, ein Verräter an seinem Volk. Trotz seiner Beliebtheit bei den tschechischen Lesern stand er aber auch bei nationalen Tschechen in der Schusslinie. So wirft man ihm vor, dass seine handelnden Personen deutscher Nationalität seien. Und er wehrt sich im Vorwort zur Familiensaga „Kam spejí deti“- „Was aus den Kindern wird“ 1901: „Ich beschreibe das Herzstück des Böhmerwaldes, dessen Natur und den harten Kampf, den der Mensch bestehen muß, den das Schicksal in diese Region hineingepflanzt hat. Und dieser Mensch dort ist seiner Abstammung nach Deutscher; an dieser Tatsache ändere weder ich noch jemand anderer etwas.

Für manche seiner deutschen Zeitgenossen war er kein Tscheche, sondern noch viel schlimmer: Er war ein Überläufer, ein Verräter an seinem Volk. Trotz seiner Beliebtheit bei den tschechischen Lesern stand er aber auch bei nationalen Tschechen in der Schusslinie. So wirft man ihm vor, dass seine handelnden Personen deutscher Nationalität seien. Und er wehrt sich im Vorwort zur Familiensaga „Kam spejí deti“- „Was aus den Kindern wird“ 1901: „Ich beschreibe das Herzstück des Böhmerwaldes, dessen Natur und den harten Kampf, den der Mensch bestehen muß, den das Schicksal in diese Region hineingepflanzt hat. Und dieser Mensch dort ist seiner Abstammung nach Deutscher; an dieser Tatsache ändere weder ich noch jemand anderer etwas.

Ich selbst ... liebe jenen Menschen, jene Leute, von denen ich abstamme.“

Nach einer gewalttätigen Auseinandersetzung zwischen Tschechen und Deutschen in Bergreichenstein schreibt er 1908 in einem Offenen Brief: „Ich bin meiner Überzeugung und Gesinnung nach ein „Tscheche“, und ich habe das Recht zum mindesten ebenso wie die Herren „Taschek“, „Zdiarsky“ etc. ein Recht haben, Deutscher zu sein. ... Ich vermag es ganz wohl, die Liebe zu beiden Stämmen, die mein böhmisches Vaterland bewohnen, in meinem Herzen zu vereinigen, und Ihre Väter haben dies auch vermocht; es ist ja noch so mancher übrig geblieben aus der alten Generation, fragen Sie ihn!“

Auffallend ist, dass er sich als „Tscheche“ immer in Anführungszeichen setzt. Und den Offenen Brief hat er nicht mit „Karel“, sondern mit „Karl“ unterzeichnet.

Gerold Dvorak, der in den letzten Jahren eine Reihe von Werken Klostermanns übersetzt bzw. ediert hat, meint dazu: „Ich glaube, dass man nicht fragen sollte, ob Klostermann Deutscher oder Tscheche gewesen sei, sondern sagen muß, dass er sowohl Deutscher als auch Tscheche war.“

Nach der Wende wurde Klostermann wieder entdeckt. Der Stutz Verlag in Passau hat auch einige seiner Bücher neu aufgelegt. Klostermann, der als Deutscher mit seinen Erzählungen und Romanen den Tschechen den Böhmerwald erschlossen hat, bietet mit seinem Werk einen Beitrag zur Verständigung zwischen den beiden Völkern Böhmens.

Franz Bauer

Die Slowakei ehrte einen Frankfurter mit einer Sonderbriefmarke und einer Zehn-Euro-Gedenkmünze. Moses Schreiber genannt Chatam Sofer

Die Slowaken hatten 2012 für den großen Talmud-Gelehrten Moses Schreiber zu seinem 250. Geburtstag von der Nationalbank eine Zehn-Euro-Gedenkmünze herausgegeben, nachdem die slowakische Post schon früher mit einer 5-Kronen-Sonderbriefmarke diesen großen in Pressburg tätigen deutschen Rabbiner geehrt hatte. Die Randschrift auf der Silbermünze weist auf seine Bedeutung hin: Rabin-Učenec-Sudca-Učitel (Rabbiner-Gelehrter-Richter-Lehrer). Sein Grab in Pressburg ist bis heute eine Pilgerstätte für Juden aus vielen Teilen der Welt. Sein Name war eigentlich Moses oder Moshe Schreiber, bekannt wurde er als Chatam Sofer, wobei Sofer die hebräische Übersetzung des Wortes Schreiber ist und Chatam ein sogenanntes Akronym, ein aus den Anfangsbuchstaben gebildetes Wort für „Einsichten in die Thora des Moses“.

Der unter diesem Namen heute bekannte Sofer wurde im September 1762 in Frankfurt am Main geboren. Der genaue Tag wird unterschiedlich angegeben. Er starb 1839 in Pressburg, das er mit seiner Jeschiwa, einer Talmud-

hochschule zu einem Zentrum des orthodoxen Judentums Mitteleuropas machte. Adolf Brüll, ein mährischer Jude, der als Rabbiner in Frankfurt wirkte, würdigte ihn 1892 in der Allgemeinen Deutschen Biographie, Carsten Wilke 118 Jahre später in der Neuen Deutschen Biographie. Wir finden ihn im Österreichischen Biographischen Lexikon ebenso wie in der Encyclopedia Judaica und im Lexikon des Judentums, leider aber nicht in ostdeutschen und karpatendeutschen Biographien. Der Vater war Ladenhändler in Frankfurt, als Moshe geboren wurde. Die Mutter Reisel war die Tochter des Kabbalisten Elchanan. Unter den Vorfahren waren Gemeindeschreiber der Frankfurter Juden und Landesrabbiner für Hessen-Darmstadt. Der junge Sofer besuchte die Talmudhochschulen in Frankfurt und Mainz und war ein Schüler des Oberrabbiners Pinchas Horowitz und des Kabbalisten Nathan Adler. Diese beiden Lehrer zeigen, wie auch das Leben Sofers, die damalige europäische Weite des deutschen Judentums: Pinchas Horowitz stammte aus dem damals polnischen Czortkow, heute Tschortkiw in der Ukraine, und starb als Rabbiner in Frankfurt. Sein Bruder Samuel amtierte als Rabbiner zunächst in galizischen Gemeinden und war später in Nikolsburg Vorsitzender des dortigen Gerichtshofes und Landesrabbiner von Mähren. Nathan Adler wurde in Frankfurt geboren und leitete eine eigene Jeschiva, eine Frankfurter Talmudhochschule. Als Begründer einer westjüdisch-chassidischen Richtung (der Frankfurter Chassidim) machte er sich Feinde unter den Reformjuden und ging deshalb 1782 als Rabbiner ins mährische Boskowitz, wohin ihm sein Schüler Moshe Sofer nachfolgte. Während Adler später nach Frankfurt zurückkehrte, blieb Sofer in Mähren, und zwar in Prossnitz, wo er seine Talmudstudien weiterbetrieb und die Witwe Sarah Jernitz heiratete. Als ihn sein Schwager nicht mehr finanziell unterstützte, ging er als Rabbiner zunächst nach Straßnitz und später nach Mattersdorf im damals noch ungarischen Burgenland.

1806 wurde er zum Oberrabbiner in Pressburg berufen. Dort heiratete er nach dem Tode seiner Frau die verwitwete Tochter des Rabbi Akiba Eger aus Posen. Dieser Rabbi Akiba stammte aus Eisenstadt und war „die größte talmudische Autorität seiner Zeit“. Er hatte die Jeschiva seines Onkels Benjamin Wolf Eger in Breslau besucht und war Rabbiner in Lissa, Märkisch-Friedland und Posen gewesen. Auch er war ein großer Verteidiger der jüdischen Orthodoxie und bekämpfte alle Neuerungen, war aber dennoch ein Reformler des Schulwesens und setzte sich für die bessere Stellung der Juden in der Gesellschaft ein.

In Pressburg blieb Sofer bis zu seinem Tode. Obwohl er nie nach Frankfurt zurückkehrte, unterschrieb er oft als „Moses aus Frankfurt am Main“, auch als „Moshe ha-katan (Moses der Kleine) aus Frankfurt“. „Sofer war eine bedeutende Capacität, der den Talmud in allen

seinen Theilen beherrschte und einer der letzten Vertreter des alrabbinischen Judenthumes“, schreibt Brüll über ihn. Seine Jeschiwa bildete viele Rabbiner aus, die dieses Wissen einer der bedeutendsten jüdischen Lehranstalten weitergaben, da Sofers Sohn und Enkel ihm als Rabbiner in Pressburg und Jeschiwa-Vorsteher nachfolgten. Eine 1879 in Wien gedruckte Biographie des Rabbi Moses Sofer aus Frankfurt am Main, weiland Großrabbiners von Pressburg aus der Feder von M. Herzfeld informiert uns über die Leistungen Sofers, auch die hebräische Biographie des weltberühmten Mannes und Zierde seines Stammes Rabbi Moses Sofer von L. Landsberg. In jüngster Zeit erschienen hebräische, deutsche und englische Arbeiten über ihn in Israel, Österreich und in den USA. Sein Sohn und Nachfolger Awraham Schmuel Binjamin Sofer wurde 1815 in Pressburg geboren, wo er als Rabbiner und Vorsteher der Jeschiwa 1871 starb. Er wird als „Führungsfigur des ungarischen Judentums“ bezeichnet. Wie sein Vater wird er akronymisch nach seinem Hauptwerk als „Ktaw Sofer“ benannt. Einer seiner Schüler war Joseph Chaim Sonnenfeld, der als Antizionist 1932 in Jerusalem starb. Der Sohn von Ktaw Sofer und Enkel von Chatam Sofer, nämlich Simcha Bunim Sofer, führte die Jeschiwa in Pressburg weiter. Sein Bruder Shimon war Rabbiner in Erlau und wurde 1944 in Auschwitz ermordet. Ein weiterer Sohn, der Enkel Shimons führt die Arbeit seines Pressburger Vorfahren Chatam in den USA und in Israel als „Heilige Gemeinde Ktaw Sofer“ weiter.

In orthodoxen jüdischen Kreisen ist das Grab Chatam Sofers in Pressburg bis heute eine Wallfahrtsstätte und wird als „Chatam Sofer Memorial“ oder „Chatam Sofer Mausoleum“ auch von slowakischen Reiseunternehmen vermarktet. Bald nach der Teilung der ČSFR brachte 1992 die Hamburger Zeit eine Reportage von Dagmar Wienand Im Untergrund. Pressburg: Das Mausoleum des Rabbi Chatam Sofer liegt unter der lautesten Straße der Stadt. Gemeint ist der General-Ludvik-Svoboda-Kai, wo 1942 der jüdische Friedhof zerstört wurde, um im Rahmen eines Tunnelbaus die Straße zu heben. Nur das Mausoleum blieb unterirdisch erhalten.

Rudolf Grulich

Vergessene Geschichte: Warum Visegrád?

Unsere schnelllebige Zeit verdrängt vieles, vor allem geschichtliche Tatsachen. In Deutschland kommt noch hinzu, dass der Geschichtsunterricht ein Stiefkind ist bzw. dass deutsche Geschichte auf die Jahre unseliger Politik eines verbrecherischen Regimes beschränkt wird. Auch die Tatsache, dass heute mit Ostdeutschland die neuen Bundesländer gemeint sind und dass die deutschen Gebiete jenseits von Oder und Neisse und die alten deutschen Siedlungsgebiete in Ostmittel-, Südost- und Osteuropa nicht mehr unter dem Begriff Ostdeutschland fallen, hat historischen Kenntnissen Abbruch getan. Wer erinnert sich heute noch daran, dass sich nach der politischen Wende im Osten die Präsidenten der Tschechoslowakei, Polens und Ungarn regelmäßig in der Konferenz von Visegrád (Wischegrad) treffen wollten und dies auch später zu vier taten, als die Tschechoslowakei in zwei Staaten zerfiel?

Wischegrad heißt im Slawischen Hohe Burg und begegnet uns als Ortsnamen in verschiedenen Schreibweisen in Böhmen, Bosnien und Ungarn. Das tschechische Vyšehrad ist vielen Prag-Touristen bekannt. Auf dem Felsen über der Moldau war einst ein frühmittelalterlicher Burgwall südlich der Prager Innenstadt, der später zu einer barocken Festung ausgebaut wurde. Zahlreiche Sehenswürdigkeiten locken dort die Besucher: Die St. Peter-und-Paul-Kirche, der National-Friedhof mit Gräbern bedeutender Persönlichkeiten der tschechischen Kultur und die alte Sankt-Martins-Rotunde. Dem bosnischen Višegrad hat der Literaturpreisträger Ivo Andrić in seinem Roman „Die Brücke über die Drina“ ein Denkmal gesetzt. Am wenigsten bekannt ist das ungarische Visegrád 40 Kilometer nördlich der ungarischen Hauptstadt, das Deutsch einmal Plintenburg hieß. Hier traf sich erstmals die sogenannte Visegrád-Gruppe, um nach dem Kalten Krieg gemeinsame Probleme zu lösen und eine Ergänzung oder sogar ein Gegengewicht zur heute ebenfalls vergessenen Pentegonale zu bilden. Diese lose Kooperation von fünf Staaten war bereits im November 1989 von Österreich ins Leben gerufen worden, zunächst von den vier Staaten Österreich, Italien, Ungarn und Jugoslawien, denen sich dann auch die CSFR anschloss. Als 1991 auch Polen dazu kam, wurde daraus eine kurzlebige Hexagonale und nach dem Ende Jugoslawiens der gescheiterte Versuch einer Zentraleuropäischen Initiative (ZEI). Obwohl heute die vier Länder Ungarn, Polen, Tschechien und die Slowakei alle Mitglieder der Nato und der EU sind, treffen sich die Vertreter der Visegrád-Staaten regelmäßig zweimal im Jahr und unterstützen mit einem Internationalen Visegrád-Fond gemeinsame kulturelle Netzwerke.

Visegrád, auf einem Bergkegel am Donauknie gelegen, wurde 1991 von den geschichtsbewussten Mitteleuropäern als Sinnbild regionaler Kooperation gewählt, weil sich hier 1335 die Könige von Ungarn, Polen und Böhmen trafen, um eine Zusammenarbeit in Politik und Handel zu beschließen, um sozusagen ein ostmitteleuropäisches Benelux zuzuschaffen. Es waren dies der ungarische König Karl von Anjou, Kasimir der Große von Polen und König Johann von Böhmen, ein Luxemburger, der mit seinem Sohn Karl kam, der später sein Nachfolger als böhmischer König, dann aber auch deutscher König und dadurch als Römischer Kaiser Karl IV. werden sollte. Mit ihnen kamen viele Adelige und Bischöfe, so auch die Repräsentanten des Deutschen Ordens und Vertreter bedeutender Städte wie Breslau. Das dreiwöchige Treffen in Visegrád endete mit dem böhmisch-polnischen Vertrag vom 19. November 1335, der bestätigte, was bereits im August des gleichen Jahres König Johann von Böhmen mit Vertretern des polnischen Königs Kasimir in einem Vorvertrag in Trentschin (Trenčín) in Oberungarn, der heutigen Slowakei, ausgehandelt und bekräftigt hatten: Damals wurden Ober und Niederschlesien an die Krone Böhmens angeschlossen und damit an das Heilige Römische deutsche Nation. In Visegrád wurde das von den drei Königen bestätigt: Alle Herrschaftsgebiete Schlesiens kamen für immer zur „Krone Böhmens“, dafür verzichtete der böhmische König definitiv auf die polnische Königskrone, auf die König Johann durch die přemyslidische Erbfolge an die Luxemburger historische Rechte hätte ableiten können.

Seitdem gehörte Schlesien als eigenes Herrschaftsgebiet zum Königreich Böhmen und damit zum Reich, bis dann seit 1740 der preußische König Friedrich II. durch seine Raubkriege die Einheit Schlesiens zerstörte. Der Vorvertrag von Trentschin, den in Visegrád drei europäische Könige besiegelten, wurde 1337 in Posen und 1339 in Krakau urkundlich wiederholt und bekräftigt.

Rudolf Grulich

Kryptochristen heute

Was ist mit den islamisierten Armeniern?

Im Laufe der Kirchengeschichte hat es immer wieder Zeiten gegeben, in denen Christen in Zeiten der Verfolgung ihren Glauben nur im Verborgenen ausüben konnten und sich nach außen hin sogar zu einer anderen Religion bekannnten. Als das Christentum in Japan nach 1614 unter Shogun Tokugawa Ieyasu verboten wurde und der Shogun alle Kirchen zerstörte, gab es im Untergrund ohne Priester weiterhin Christen. Aber es gab noch christliches Beten und christliche Bräuche, die sich bis ins 19. Jahrhundert hielten, als sich Japan wieder zur Außenwelt öffnete. Am 17. März 1865, also vor genau 150 Jahren, entdeckte man in Oura bei Nagasaki die ersten sogenannten Altchristen, die ohne Priester und Sakramente überlebt hatten.

Auf dem Balkan gab es die Poturen in Bosnien, die nach außen Muslime zu sein schienen, aber insgeheim den katholischen Glauben praktizierten. Während diese bei westlichen Kirchenhistorikern kaum bekannten Poturen am Anfang des 19. Jahrhundert verschwanden, hielten sich bei den Albanern unter osmanischer Herrschaft die Laramanen. Sie besuchten zwar die Moscheen, ließen aber ihre Kinder taufen. Die katholischen Patres, meist Franziskaner, trauten auch die Paare und zelebrierten an hohen Festtagen in Privathäusern Gottesdienste für die Laramanen. Ihr Name bedeutet „die Bunten“ oder „Gescheckten“. Ihr Verhalten war auch Thema albanischer Nationalkonzile zur Zeit der Osmanischen Herrschaft, die in Albanien und am Kosovo bis 1912 dauerte. Solche Laramanen gibt es bis heute, auch unter Gastarbeitern aus dem Kosovo in Deutschland und in der Schweiz.

Von Kryptochristen spricht auch heute wieder in der Türkei. Aufgrund der Pogrome 1895/96 und 1908 gegenüber den Armeniern, aber auch gegen syrische bzw. aramäische Christen während des Völkermordes 1915 retteten sich viele Christen, indem sie den Islam annahmen. Hunderttausende von Frauen und Kindern verschwanden damals auch in türkischen, kurdischen und lazischen Harems. Die Übergriffe waren nicht auf das Jahr 1915 beschränkt, sondern dauerten bis 1923 an, bis der Friedensvertrag von Lausanne den griechisch-türkischen „Bevölkerungsaustausch“ sanktionierte. War im Vertrag von Sèvres 1920 noch von einem eigenem armenischen Staat die Rede, den Präsident Wilson garantierte, so wurden Armenien in Lausanne nicht einmal erwähnt, denn Kemal Pascha hatte den jungen armenischen Staat gemeinsam mit den Truppen Lenins vernichtet.

Erst in letzter Zeit entdeckt die heutige Türkei auch diese verlorene Generation. Zahlreiche junge Türken interessieren sich für ihre

Großeltern, die oft erst im hohen Alter ihren Enkeln bekennen, keine Türken zu sein, sondern Armenier oder andere Christen. Bekannt wurde das auch durch das ins Deutsche übersetzte Buch von Fethiye Çetin „Meine armenische Großmutter. Erinnerungen“. Diese „verborgenen“ Türken sind keine Einzelfälle, denn es müssen Zehntausende, ja Hunderttausende gewesen sein, meist im Hinterland des Schwarzen Meeres und in Ostanatolien bis zur irakisch-syrischen Grenze und im Taurusgebirge. Darauf hat auch der im Jahre 2010 in seiner Bischofsstadt Iskenderun ermordete Bischof Luigi Padovese mehrfach hingewiesen, ebenso der 2006 in Trabzon, dem alten Trapezunt, erschossene italienische Priester Andrea Santoro. In Istanbul hat sich 2013 erstmals eine Konferenz „Islamisierte Armenier“ mit diesem Problem beschäftigt.

Ein heute vergessener Zeitzeuge des 20. Jahrhunderts war der 1881 in Erzerum geborene katholische armenische Priester Güregh Zohrabian, der diese Zeit der Verfolgung bis 1923 in Ostanatolien erlebte und darüber berichtete. Der später zum Bischof für die katholischen Exilarmenier der weltweiten armenischen Diaspora ernannte Güregh Zohrabian berichtet in seinem italienisch geschriebenen Tagebuch „A servizio di fratelli – memorie di vita missionaria“ von seinen erfolgreichen Bemühungen, in der Nordost-Türkei am Schwarzen Meer solche verschleppten Frauen und Kinder zu befreien. Heinz Gstrein hat in seiner Biographie des Bischofs „300 Bastonadenhiebe für den Bischof“ diese Tatsachen auch dem deutschen Leser vermittelt. Pater Zohrabian hatte nach dem Ersten Weltkrieg in Istanbul erfahren, dass viele christliche Frauen weiterverkauft worden waren, wenn sie nicht schon vorher in Harems verschwanden. Viele von ihnen konnte er in Istanbul mit Hilfe der alliierten Soldaten befreien, noch mehr im Bereich der Schwarzmeer-Mission, zu deren Superior in Trabzon er bestimmt war. Gleichzeitig war er zum französischen Vizekonsul in Erzerum ernannt worden und als „Oberst des Nachrichtendienstes in Zivil“, wodurch er auch französische Soldaten bei seinen Befreiungsbemühungen einsetzen konnte. Er schreibt:

„Ein paar Tage später war ich schon in den Wäldern südlich von Trapezunt nach dem ersten Lazendorf unterwegs. Ich hatte nur eine Kompanie französische Alpenjäger mitgenommen. Zuviel Militär hätte die Haremsherrn rechtzeitig gewarnt, ihre Opfer auf dem Dachboden, im Keller oder in einer Höhle zu verstecken. Den ersten Ort im Kara Dere-Si ließ ich zunächst unauffällig umstellen. Dann zog ich allein mit den Maultieren und ihren Treibern auf den Dorfplatz ein, wo ich im Teehaus verkünden ließ, dass ich als Priester zu den christlichen Frauen gekommen sei und es mich schon etwas kosten ließe, mich nach so vielen Jahren um ihre Seelsorge kümmern zu dürfen.

Zu meiner Freude kamen tatsächlich ein paar Männer, die mich herzlich begrüßten und nach Hause einluden. Ja, sie hätten sich 1915/16 Christenmädchen eingekauft, seien aber inzwischen von diesen einmaligen Frauen selbst zum Glauben geführt worden. Äußerlich wären sie Muslime geblieben, daheim gebe es aber ein Kreuz und werde von der ganzen Familie das Vaterunser gebetet.“

Pater Zohrabian überzeugte sich nach Möglichkeit von der Richtigkeit der Aussagen. Einzelne Frauen blieben sogar in den Familien und ließen ihre Kinder von ihm taufen und wenn es möglich war, die Ehen einsegnen. In diesen Familien erhielt Zohrabian Hinweise, wo andere Mädchen und Frauen gefangen gehalten wurden und wo es Hoffnung auf Loskauf gäbe, denn sowohl der Kapuziner-Orden, dem er angehörte, als auch die französischen Behörden, hatten ihm Geld für den Freikauf mitgegeben. Die Frauen, die ihm gegen Geld angeboten wurden, „waren in der Regel schon durch viele Hände gegangen, wurden von ihren jetzigen Herrn schlimmer als die Haustiere behandelt und sahen trotz ihrer jungen Jahre wie lebende Wracks aus“. Dass es möglich war, im Sommer 1919 etwa 3000 Frauen und Mädchen sowie tausend Knaben zu befreien, war nicht immer leicht. Zohrabian berichtet:

„Als ich noch beim Handeln war, ließ mir der französische Capitain aus dem Wald melden, dass eine Gruppe bewaffneter Männer mit zwei Dutzend Mädchen zu fliehen versucht habe. Schon beim Anblick der Alpenjäger waren sie aber in Dorf zurückgewichen.

Ich bat ihn, den Kreis immer enger zu ziehen und dann Haus um Haus zu durchsuchen. In einem Fall kamen wir allerdings zu spät: Ein alter Laze hatte seine ‚Lieblingsfrau‘, ein 12jähriges Mädchen, in der Scheune erstochen, bevor es ihm die Soldaten wegnehmen konnten. Capitain Gérard ließ ihn an der Platane vor dem Teehaus aufknüpfen. Ich hatte dagegen protestiert, doch blieb der Savoyarde unnachgiebig: ‚Zu Befehl, Pater Oberst, auch wenn Sie mich vors Kriegsgericht bringen: Der Lustgreis hat den Strick verdient. Außerdem werden Sie schon beim nächsten Haremsknacken den Abschreckungseffekt merken!‘ Tatsächlich wagte kein lazischer Wüstling einen Mord mehr. Wir befreiten die Frauen aus den raffiniertesten Verstecken, fanden aber auch überall heraus, dass sich um viele von ihnen neue christliche Familien gebildet hatten. Die Vorsehung geht oft für uns schwache Menschen harte und unerforschliche Wege, die aber immer, wenn auch oft spät, zu Gnade und Glück führen.“

Im damals noch bewohnten griechischen Sumela-Kloster bei Trabzon konnte Zohrabian ein Sammellager einrichten, wo sich die befreiten Christen erholen konnten, ehe sie zu Bekannten oder noch lebenden Verwandten weiter geleitet wurden. Zohrabian konnte drei Jahre am Schwarzen Meer arbeiten, doch als sich die Franzosen mit

Kemal Pascha, dem späteren Atatürk, zunächst im November 1921 in Kilikien über den Abzug einigten und sich dann im Mai 1922 auch aus Trabzon zurückzogen, verließen die meisten Christen das Gebiet, auch der griechisch-orthodoxe Metropolit Chrysanthos, die armenisch-orthodoxen und armenisch-katholischen Priester und die Christlichen Schulbrüder.

„Die Franzosen wollten auch mich mitnehmen, doch gab ich ihnen ein für allemal zu verstehen, dass ich nicht früher weichen würde als der letzte Christ, der meiner Fürsorge und Obhut anvertraut war. Ich wollte es nicht zum zweiten Mal erleben, dass ich in verhältnismäßiger Sicherheit in Konstantinopel saß, während in meiner Mission Tod und Zerstörung ihren Einzug hielten.

Noch war mir ein Sommer gegönnt, um die Christen des Pontus auf alles vorzubereiten, was ihnen bevorstand: Austreibung, Tod, Verfolgung und bestenfalls Katakombendasein. Ich will mich nicht selbst für meine Arbeit loben. Jedenfalls ist es heute, zur Zeit des II. Vatikanischen Konzils, so, dass keine Religion der asiatischen Türkei so viele Geheimchristen zählt wie gerade der Pontus, die Gegend von Trapezunt.“

1923 begann eine neue Leidenszeit, als die Griechen umgesiedelt und aus Häusern und Wohnungen geprügelt wurden. Im März 1923 wurde Zohrabian nach Istanbul gebracht, wo er nach 300 Stockschlägen, der Bastonade, gehängt werden sollte, aber nach der Bastonade durch einen Offizier, der ihn als Kind in Erzerum kennengelernt und dem er geholfen hatte, gerettet wurde. Über das Ökumenische Patriarchat kam der Schwerverletzte nach Athen. Er war trotz der Verkrüppelung seiner Füße durch die Bastonade ungebrochen, schrieb ein Handbuch für die Muslim-Mission und bemühte sich als Missionsbischof in Syrien um Christen, Eziden und Muslime. Seine Aufzeichnungen wären es wert, veröffentlicht zu werden, um mehr Licht in das Dunkel der Kryptochristen in Anatolien zu bringen.

Seine Aussagen sind heute wieder aktuell. Irfan Ortaç der Vorsitzende der Christlich-Ezidischen Gesellschaft, die im Januar 2011 in Nidda gegründet wurde, berichtete nach seiner Reise in den Irak, von Verkäufen gefangener und verschleppter ezidischer und christlicher Frauen und Mädchen durch den Islamischen Staat. Die Gotteskämpfer bezahlen zwischen 25 und 75 Dollar für eine Frau je nach dem Alter. Die Eziden in Deutschland haben einen Fond eingerichtet, um die Sklavinnen frei zu kaufen, was bis zu 10 000 Dollar für den Loskauf einer Unglücklichen kostet. Erschreckend dabei ist auch, dass die Übergabe oft in der Türkei geschieht, wo Zwischenhändler tätig sind und die Preise bestimmen.

Kirche und Heimat Band 6: Patrick Strosche. „**Wohin soll ich mich wenden?**“ 2017, 192 Seiten

Michael Popović, Ivan Pfeifer (Hg.). **Der Ackermann aus Böhmen. Materialien einer deutsch-tschechischen Konferenz über den Tod und das Sterben.** 2016, 336 Seiten. Euro 16,80

Helmut Gehrman, **Tschechischer nationaler Mythos als Politische Religion und Rückwirkung auf das Glaubensleben in den böhmischen Ländern 1848-1948,** (= Archiv für Kirchengeschichte von Böhmen-Mähren-Schlesien, Band XVII.) 528 Seiten, 29,80 EUR

Zur Seligsprechung von P.Engelmar Unzeitig:

Brigitte Muth-Oelschner, **Wo Gott nicht sein darf, schickt er einen Engel.** 279 Seiten. EUR 10,00.

Nidda-New York-Eger. Gedenkschrift zum 100. Geburtstag von Siegfried Strauss, eines jüdischen Niddaers und Festschrift zum 70. Geburtstag von Wolfgang Stingl. 208 Seiten, EUR 14,80.

Böhmisch-mährische Medaillons. Festschrift zum 70. Geburtstag von Rudolf Grulich, Herausgegeben vom Haus Königstein, Nidda, 416 Seiten, EUR 19,80.

Rudolf Grulich, **Maria - Königin des Ostens. Wallfahrten zu marianischen Pilgerorten Osteuropas.** 164 Seiten, EUR 5,00.

Emil Valasek, **Der Kampf gegen die Priester im Sudetenland.** 240 Seiten, EUR 19,80.

Rudolf Grulich, **Christen unterm Halbmond. Vom Osmanischen Reich bis in die moderne Türkei.** 176 Seiten, EUR 16,80.

Rudolf Grulich, **Konstantinopel. Ein Reiseführer für Christen.** 287 Seiten, EUR 14,80.

Arnold Spruck, **Wittichenau und die Länder der böhmischen Krone. Geschichte einer Nachbarschaft über 760 Jahre.** 272 Seiten, EUR 19,80.

Reihe Kirche und Heimat. Materialien z. Vertriebenenseelsorge:

Band 1: Rudolf Grulich – Wolfgang Stingl (Hrsg.), **80 Jahre im Weinberg des Herrn.** Zum 80jährigen Priesterjubiläum von Geistlichem Rat Alois Tille. 144 Seiten, EUR 7,80.

Band 2: Rudolf Grulich – Adolf Hampel (Hrsg.), **Kirche und Heimat. Vertriebenenseelsorge im Bistum Mainz.** 207 Seiten, EUR 9,80.

Band 3: Hermann Heinisch, „**Dort auch bist ja Du mir nahe**“. Ein Rückblick in die Vergangenheit der Schicksalsjahre 1940 bis 1948. 384 Seiten, EUR 14,80.

Band 4: Rudolf Grulich – Wolfgang Stingl (Hrsg.), **Kirchliche Beheimatung in Franken.** 224 Seiten, EUR 14,80.

Band 5: Walter Schwarz, **Das Todesproblem in der Dichtung „Der Ackermann und der Tod“.** Einführung Rudolf Grulich, einer Melodram-Fassung u. einem Opernlibretto v. Dusan Robert Parizek. 112 S., EUR 7,80.